

Konflikte sind eine Notwendigkeit - Angehörige sind Partner

Autor(en): **Ritter, Adrian / Ritter, Erika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **70 (1999)**

Heft 11

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KONFLIKTE SIND EINE NOTWENDIGKEIT – ANGEHÖRIGE SIND PARTNER

Von Adrian Ritter und Erika Ritter

«Konfliktpotential Angehörige? Wie gehen wir auf die Erwartungen der Angehörigen ein?» Wie bereits im Oktober kurz gemeldet, setzten sich am 16./17. September rund 180 Teilnehmende auf Einladung des Fachverbandes Betagte anlässlich der Fortbildungstagung für Altersheimleitungen und Kaderpersonal mit dieser Thematik auseinander. «Angehöriger zu sein ist schwieriger, als Heimleiter zu sein», war da zu vernehmen, vor allem wenn es sich bei den zu Betreuenden in den Heimen um Menschen mit Demenz handelt, was den Heimeintritt zusätzlich mit Emotionen belastet, «...wenn das Chaos zur Norm wird» und diffuse Gefühle als Ursachen von Konflikten mit den Angehörigen die Beziehungen in jeder Sicht belasten. Altersarbeit im Heim soll nicht nur den zu betreuenden Menschen in den Mittelpunkt stellen, sondern ihn als Einheit betrachten, mit seiner Geschichte, mit seinem Gestern, Heute und möglichen Morgen und auch mit seinem Umfeld. Altersarbeit als Bestandteil einer Alterskultur im Heim, eine Forderung, die einen ständigen Lernprozess bedingt und immer neu an den jeweils einzelnen Menschen angepasst werden muss.

Einleitend hiess Tagungsleiter **Martin Rüegg**, Leiter Alterszentrum Guggerbach, Davos, die Tagungsteilnehmer und -teilnehmerinnen herzlich willkommen und gab seiner Freude über den «vollen Saal» im Kongresszentrum Ausdruck, was an einem Tagungsort, der nicht unbedingt in der Mitte der Schweiz liege, nicht selbstverständlich sei. Trotzdem: es hätten noch mehr sein dürfen und es hätten auch noch mehr Platz gehabt. Die Tagung versprach nicht nur ein spannendes Programm; die Referentinnen und Referenten waren auch besorgt, dass dieses Versprechen eingehalten wurde und alle mit der Gewissheit von Davos Abschied nehmen konnten, viel Hochwertiges mit auf den Weg zurück in die Heime erhalten zu

haben. Landammann **Erwin Roffler** bestätigte den herzlichen Empfang im Landwassertal und wünschte allen eine lehrreiche und auch fröhliche Tagung, die neue Kraft für die täglich anspruchsvolle Arbeit in den Heimen vermitteln sollte. Er hoffte zudem, dass doch auch noch Zeit bleibe, um sich die Davoser Landschaft etwas näher anzuschauen, vor allem auch am zusätzlich zur Tagung eingeplanten Ausflugstag am Samstag.

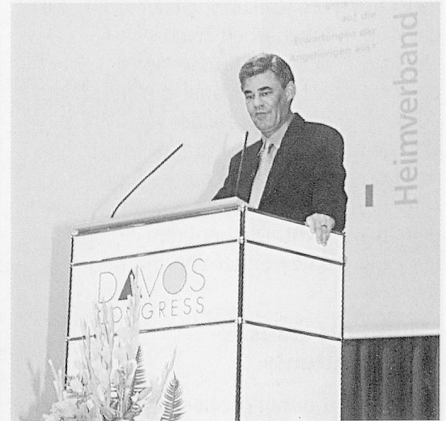
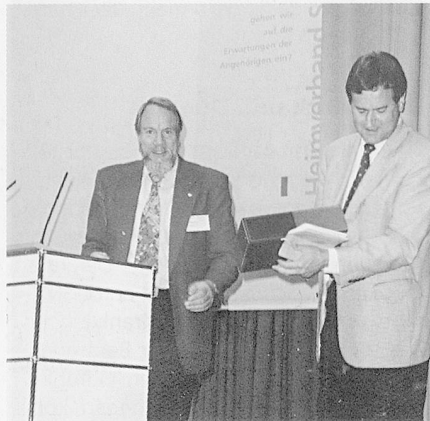
«Wir sind da, wo einmal im Jahr ganz berühmte Koryphäen zusammen kommen», stellte auch **Peter Holderegger**, Präsident des Fachverbandes Betagte statt und erwähnte die unzähligen Veranstaltungen, die im Rahmen des UNO-Jahres der älteren Menschen stattgefunden haben und noch stattfinden

werden. Für die Tagung in Davos gehe es darum, nicht nur über die Betagten selber zu sprechen, sondern auch die andere Seite, die Angehörigen, zu betrachten. «Das gewählte Thema ist kein Zufall», meinte auch Moderator **Paul Gmünder**, «sondern bildet einen Dauerbrenner mit hohem Komplexitätsgrad.» Der Heimeintritt bilde sowohl für die Eintretenden wie für die Angehörigen ein einschneidendes Ereignis. Jeder bringe seine Geschichte mit ins Heim. Das Verhalten der im Heim Tätigen den Angehörigen gegenüber könne nicht gleichgültig abgetan werden, meinte **Gmünder**. «Man kann nicht nicht kommunizieren», betonte er. Doch wie lassen sich die Beziehungen gestalten? Mit der Tagung wollten die Organisatoren vertiefte Einblicke für die Arbeit im Heimaltag vermitteln.

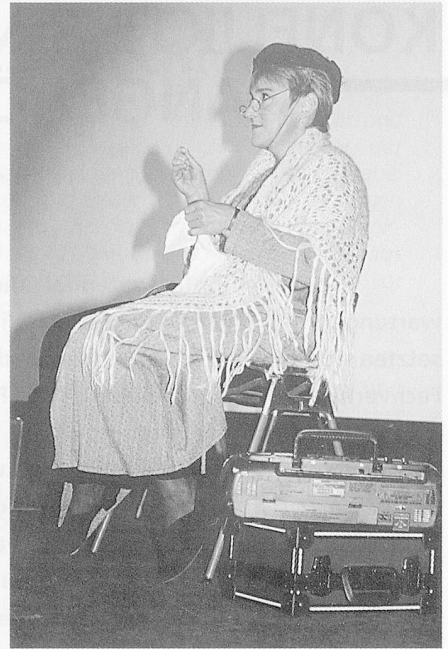
Morgen beginnt der Rest des Lebens

«Die heutigen Angehörigen sind die möglichen Klienten der Zukunft. Der Umgang mit ihnen setzt neue Schwerpunkte im Image der Heime und kann zur Qualitätssteigerung führen», erklärte **Anja Bremi**, Präsidentin der unabhängigen Beschwerdestelle für das Alter, Zürich, und Präsidentin der IG Altern (Interessengemeinschaft für Praktische Altersfragen).

Historisch betrachtet sei beispielsweise in Kinderspitälern seit den 1980er Jahren die Elternpräsenz eine Normalität. Früher sei diese zum Teil als schädlich betrachtet worden und das Pflegepersonal wählte seinen Beruf nicht sel-



Willkommen in Davos: Regierungsrat Dr. Peter Aliesch als Zuhörer mit Dr. Hansueli Möhle; Martin Rüegg bedankt sich bei Landammann Erwin Roffler; Moderator Paul Gmünder leitet in das Thema ein.



Inzwischen warten Power-Frauen auf ihren Auftritt: Referentin Anja Bremi und Lydia Pfister vom «Sozialpolikritischen TheaterKabarett».

ten in Abgrenzung zur Arbeit mit Erwachsenen. Heute, so *Bremi*, «erwartet uns ein grosser Wandel in der Angehörigenarbeit. Viel Arbeit und Energie sind nötig, aber wir werden und müssen es schaffen.» An den Beispielen der *Kommunikation* mit Angehörigen und der *Integration* derselben in Betriebsabläufe im Heim und in die Betreuung und Pflege versuchte die Referentin Unterschiede zwischen «Angehörigen gestern und heute» und «Angehörigen heute und morgen» aufzuzeigen.

Waren die «Angehörigen gestern und heute» tendenziell scheu und zurückhaltend, autoritätsgläubig und den Alltag im Heim wenig «störend», so seien die «Angehörigen heute und morgen» eher partizipativ, kritisch, an den Zusammenhängen interessiert und eine Herausforderung für die Heimleitung.

Ziel der Heimleitung müsse es sein, zufriedene BewohnerInnen, Angehörige und Mitarbeitende zu haben. Dies erfordere in der Praxis Professionalität und «Kopf, Hand und Herz». In der Grundausbildung im Gesundheitswesen habe die Angehörigenarbeit nach wie vor zu wenig Gewicht. Es müsse gefragt werden, ob das Lehrpersonal diesbezüglich auch genügend ausgebildet sei. «Wir alle sind gefordert. Eine Attraktivitätssteigerung der Heime durch neue Pflege- und Angehörigenkonzepte ist nötig. Und vergessen wir nicht: Die heutigen Angehörigen sind die Bewohner von morgen.»

«Numerus clausus für die Alten!»

«Sind Sie zugehörig oder bereits selber angehörig?» fragte nach diesem ersten Referat das Sozialpolikritische Theater-

Kabarett der Schauspielerin *Lydia Pfister* und des Musikers *Remo Hilpertshauser* in seinem Stück «Angehört oder zugehört? – Sie gehören dazu?». Markige Sprüche wie etwa über die Unausweichlichkeit der Einführung eines «Numerus clausus für die Alten» wechselten ab mit Gesang und Besinnlichkeit rund ums Thema Altersheim: «Wenn ich mir überlege, was es heisst, das Zuhause für immer zu verlassen» sinnierte *Pfister*, als sie die alte Dame mit Hut, Koffer und Regenschirm spielte, die sich auf den Weg ins Altersheim macht. Hauptperson in ihrer Darstellung war die eigentlich ganz zufriedene Altersheimbewohnerin «Martha von Marthaler». Diese wird von ihrer anspruchsvollen Tochter Annelie besucht, welche sich in fulminantem Auftritt über das Heim beschwert, in welchem nicht wahrgenommen werde, dass «von Marthaler» ein Patriziergeschlecht sei: «Die wissen hier einfach nicht, was Anstand ist. Meine Mutter wird behandelt wie alle anderen. Ich muss mich mit Händen und Füssen wehren. Ich zahle gern mehr, aber dann will ich auch etwas sehen.»

Durch Dick und Dünn

Nach diesem «Auftritt» einer nurfordernden Angehörigen ging die Neuro- und Gerontopsychologin *Regula Schmid* auf das Fühlen, Denken und Leiden der betreuenden Angehörigen Demenzkranker ein. *Schmid* arbeitet an der Memory Klinik im Zürcher Krankenhaus Entlisberg und wird auf der Beratungsstelle immer wieder mit den Gefühlen und Gedanken der Angehörigen konfrontiert. In der Arbeit mit ihnen taucht immer auch wieder die Frage auf: War-

um tun sie es eigentlich? Warum nehmen Angehörige den leidvollen Job der Betreuung und Begleitung ihrer demenzkranken Partner/Partnerinnen auf sich? «Denn es ist nicht selbstverständlich, einfach auszuführen, was das Schicksal alles auferlegt.»

Sie benutzte zur visuellen Umsetzung ihrer Ausführungen Fotos von Skulpturen, die in Ferienseminaren und Kursen mit Angehörigen entstanden sind. Den Arbeiten liegt jeweils die Aufgabe zu Grunde, die Beziehung zum demenzkranken Partner zu modellieren. Diese aktive Standortbestimmung und damit das Sich-selber-in-Frage-Stellen bringt oft ungeahnte Einsichten in das eigene Verhalten. Zumeist handelt es sich um Paare, die immer eng beieinander waren, zusammengeschweisst im Verlaufe eines Lebens durch Dick und Dünn. Diese Beziehungsgeschichten erhalten mit der Krankheit eine neue, ungeschliffene Form, von der anfänglich keiner weiss, ob sie gefährlich ist oder nicht. Eine Situation entsteht, die keiner der Beteiligten mehr im Griff behalten kann, das Gefühl von Ausgeliefert-sein und damit von ohnmächtiger Wut entsteht, gelegentlich mit Ausbrüchen von Gewalt. Der Kranke lebt mit anderen Wahrnehmungen, mit einer anderen Wirklichkeit, ein neues Bild des Partners muss aufgebaut werden.

Darum auch sollten Angehörige vom ersten Tag an in das Geschehen mit einbezogen werden, damit ihnen der geforderte Lernprozess nicht nur Frustration bereitet. Wenn sie informiert sind über das krankhafte Geschehen, fällt es ihnen auch leichter, ihre Freunde und Nachbarn entsprechend zu informieren und mit einzubeziehen, was die Gefahr

der Isolation verkleinert, die Situation in einem gewissen Sinne auch wieder kontrollierbarer macht.

Bohnenstangenfamilien und Sandwichgeneration

Eduard Günther, Oberarzt an der Psychiatrischen Poliklinik der Universität Zürich und Dozent für Paar- und Familientherapie, ging in seinem Referat den grundsätzlichen Aspekten von Familienbeziehungen im mittleren und höheren Alter nach. Befinde sich die Familie heutzutage einerseits in einem sich wandelnden gesellschaftlichen Umfeld (Technologie, Mobilität usw.), so ändern sich gleichzeitig auch die Familienstrukturen und die individuellen Lebensläufe. «Bohnenstangenfamilien» entstanden, in denen im Vergleich zu früher eine geringere Anzahl Kinder aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung einhergeht mit mehr gleichzeitig lebenden Generationen. Was die veränderten Lebensläufe betrifft, so sei heute die nacherlerliche Lebensphase oft länger als die elterliche und die Vielfalt der Lebensgestaltung im Alter sei ungleich grösser: «Es hat mehr und gesündere alte Menschen als früher, und diese wollen als Individuen wahrgenommen werden.» Dabei habe sich etwa auch die Pension vom «Lebensabend» zur «Phase der Lebenserfüllung» gewandelt. Die Angehörigen der heutigen Altersheimbewohner seien dabei Teil der «Sandwichgeneration» der 40- bis 60-Jährigen, welche von den eigenen Kindern wie auch von den Eltern gleichzeitig beansprucht würden und hohen psychischen und körperlichen Belastungen ausgesetzt seien. Erschwerend für den

Umgang zwischen den Generationen könnten sich dabei neben Überlastung auch Kommunikationsdefizite, unerledigte Konflikte, starre Erwartungen und Normen und die Vermeidung anstehender Entwicklungsschritte (Loslassen der Kinder, Pensionierung usw.) auswirken. Diesbezüglich sei aber erfreulicherweise festzustellen, dass heute offener über Konflikte gesprochen und diese wohl auch eher wahrgenommen und benannt würden. Gleichzeitig sei heute ein Muster des Zusammenlebens zwischen Generationen weit verbreitet, welches Konflikte besser ertragen und regulieren lasse: die «Intimität auf Distanz». Alte Menschen wünschten sich nämlich mehrheitlich nicht, mit ihren erwachsenen Kindern zusammenzuleben: «So kann man ohne erzwungene Teilnahme leben, was viele bevorzugen. (...) Beziehungen zu der jüngeren Generation sind trotzdem – oder vielleicht eben gerade wegen dieser Intimität auf Distanz – oft recht intensiv.»

Was geschieht nun konkret im Sozialverband der Familie, wenn ein Familienmitglied ins Heim eintreten muss?

Zwischen Erleichterung und Schuld

Das Erleben und die Situation der Angehörigen beim Heimeintritt

Anna Gogl aus Basel ist Pflegeexpertin und arbeitet in der «Rucksackpflege», das heisst in einer Pflege wider Willen mit einer aufsuchenden Pflege Tätigkeit. Auch sie betonte in Davos, dass Angehörige auf ein besonderes Verständnis angewiesen seien. Wie sollen sie mit ihren Schuldgefühlen umgehen, wenn sich ein Heimeintritt nicht mehr vermei-

den lässt? Die dabei entstehenden grossen inneren Nöte können bis zum Tötungsdelikt führen.

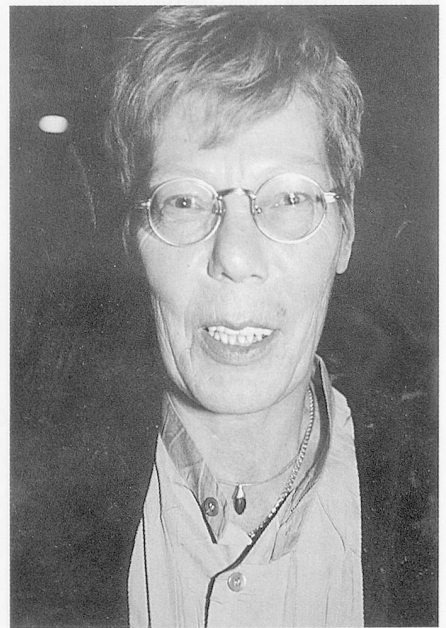
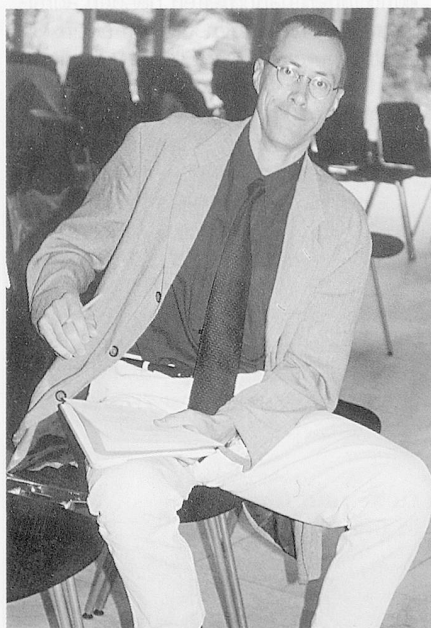
Gogl ging dann anhand von Fallgeschichten auf das subjektive Erleben beim Heimeintritt ein und betrachtete die Geschichten immer von zwei Seiten. Da waren einmal die immer reklamierenden Angehörigen. Warum bezahlen wir eigentlich so viel? Sie beschäftigen sich im Grunde ununterbrochen mit der neuen Situation und mit der Situation des Angehörigen im Heim. Gerade bei bisher betreuenden Ehegatten treten bei einem Heimeintritt des Partners bei mehr als der Hälfte ausgeprägte Depressionen auf. Sie empfinden zwar eine Erleichterung und Entlastung, werden aber gleichzeitig von schweren Schuldgefühlen gequält.

Oder der Sohn, der die Mutter gegen ihren Willen ins Heim einweist.

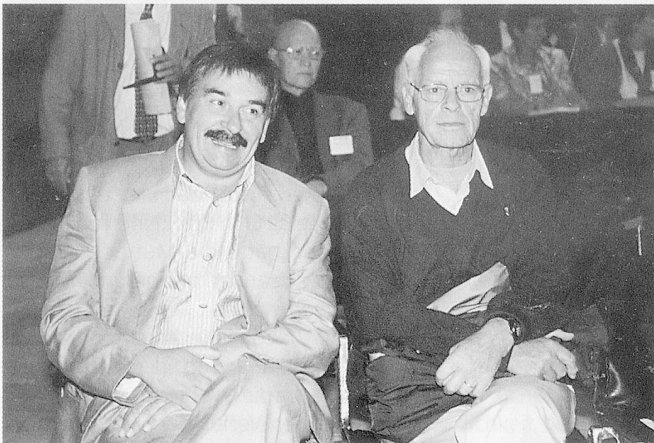
Er selber empfindet und erlebt dies ganz anders. Er hatte keine ruhige Minute mehr, hatte die Mutter zu Hause völlig verwahrlost aufgefunden und Meldungen von den Mitbewohnern des Hauses erhalten. Die angefragte Hauspflegerin wurde von der Mutter gar nicht erst in die Wohnung eingelassen. Er ertrug den Verfall der Mutter einfach nicht mehr.

Oder die Tochter, die sich telefonisch ständig in die Therapie der Mutter einmischt. Die Mutter lebt im fernen Bergdorf, die Tochter in einer grösseren Stadt im Ausland. Sie befindet sich in ständiger Angst und Sorge um die Mutter und zählt das Klingeln des Telefons, bis die Mutter abnimmt. Durch ihre Einmischung und die überkompensierenden Aktivitäten trägt sie Schuldgefühle ab.

Beim Heimeintritt können Angehörige



Auch Regula Schmid (links, Bildmitte), Dr. Eduard Günther und Anna Gogl haben sich zum Vortrag gerüstet.



...und immer wieder neu gespannt zuhören. Michael Schmieder (unten links) will wissen, was «die Andern» zu sagen haben. Dann: Pause und Austausch.

ge von den eigenen Gefühlen überschwemmt werden. Sie sind erschöpft, geistig, seelisch und körperlich und erfahren zusätzlich nun noch das Gefühl von Insuffizienz.

Gogl wies darauf hin, dass bei einem Eintritt mit genügender Zeit zum Abschiednehmen und mit Autonomie in der Entscheidung die Prognose für ein Zusammengehen zwischen Heim und Angehörigen bedeutend besser sei. «Angehörige sollten eine Ansprechperson haben, Verständnis und emotionale Unterstützung finden», erklärte sie. Auf sie zugehen, sie in die Pflege mit einbeziehen und auf therapeutische Dominanz verzichten. Die Methoden, wie im Heim mit den Angehörigen umgegangen wird, sollten auch im Stellenbescheid für die Mitarbeitenden enthalten sein.

Gesetzt den Fall, es gibt keine Angehörigen?

Was dann? «Steht dieser Titel nun eigentlich im Widerspruch zum Tagungsthema oder bildet er eine schleichende Realität?» wollte Paul Gmünder einleitend zum zweiten Tag in Davos wissen. Eine Frage für Dr. iur. Peter Bieler, Landrat, Präsident Verband Spitäler und Heime Graubünden, Vorsteher des Schul-, Sozial-, Sanitäts- und Sportdepartements der Landschaft Davos.

Was geschieht mit einsamen Betagten im Heim, mit Menschen ohne Beziehungsnetz, ohne Angehörigen, mit Immigranten? Bieler ging vor allem auf die finanziellen und rechtlichen Aspekte ein, im Zusammenhang mit Rentenansprüchen und Sozialhilfe. Er betonte die Notwendigkeit, einsamen Betagten beizustehen und ihnen aufzuzeigen, was bezüglich Renten möglich sei... «und ihnen dann helfen bei den administrativen Belangen. Denn alleinsein kann lähmend wirken, zur vollständigen Barriere werden.» Gerade die heutigen Tendenzen in der Gesellschaft fördern die Gefahr der Vereinsamung im Alter. «Auch in der Ehe oder in einer ausserehelichen Gemeinschaft ist eine Vereinsamung möglich.» Der Single wird wiederum anders alt. Bieler appellierte an die Heimleitungen, den Betagten in einem solchen Fall mit Rat beim zermürbenden Papierkrieg und Tat zur Seite zu stehen. «Angst und Stresssituationen sollten in dieser Art erst gar nicht entstehen.»

Liebe und Anarchie in der Demenz

Michael Schmieder, Leiter des Krankenhauses Sonnwald in Wetzikon ging das Thema der Angehörigen wiederum am Beispiel der Demenz an und stellte an

den Beginn seiner Ausführungen die Aussage einer Ehefrau eines Demenzkranken: «Ach bin ich froh, dass mein Mann nicht mehr sprechen kann, er würde immer nur sagen: *Ich will nach Hause.*»

Dies zeigt nach Schmieder eindrücklich die Situation der Angehörigen: «Gerade im Spannungsfeld demenzieller Erkrankungen treffen wir auf eine schier unlösbare Konstellation von Erwartungen, Übertragungen und Projektionen. (...) Wie sehr sind die begleitenden Menschen gezwungen, innerhalb dieser Kombination auszuhalten, zu erdulden, verstehen zu müssen.»

Heimleiter, Heimleiterin zu sein sei schwierig, Angehöriger zu sein sei schwieriger, so Schmieders Schlussfolgerung. Er sehe die Angehörigen und ihre Erwartungen nicht als Konfliktpotential, sondern «als Herausforderung an uns Menschen, die in der Verantwortung stehen, eine Kultur des Zusammenwirkens in den Heimen zu fördern und zu realisieren». Wie sein Referatstitel «Amore e Anarchia – was Demenz so schwierig macht» schon andeutete, deutet Schmieder die Situation einer Partnerschaft mit einer demenzen Person als ein Nebeneinander von Liebe einerseits und dem einseitigen Aufkünden der bisherigen Regeln durch die an Demenz leidende Person auf der anderen

Seite: «Demente Menschen sind Anarchisten. Es ist für sie die Norm, dass es keine Norm gibt und diese unbewusste Rücksichtslosigkeit des Patienten ist schwierig zu ertragen, konfrontiert uns mit Ängsten.» Auf Seiten des Heimes erfordert dies nach *Schmieder* eine Heimkultur, die auch anarchistische Tendenzen zulassen kann und den Bewohnern und Mitarbeitenden Freiräume einsteht. Des weiteren müsse die Heimleitung dafür sorgen, dass die Arbeit mit Dementen dauerhaft Spass mache und die Mitarbeiterinnen nicht ausbrennen, dass Kompetenzen und Verantwortung übereinstimmen. Ebenfalls zur Heimkultur gehöre die Akzeptanz dessen, dass Konflikte eine Notwendigkeit sind und das Erlernen des Umgangs damit. Wichtig ist für *Schmieder* auch die Beachtung der gesellschaftlichen Dimension: «Anarchie im Heim zulassen, als Teil der Heimkultur begreifen, das kostet Geld, das ist nicht gratis zu haben. (...) Dazu müssen und werden wir stehen. (...) Ausgerechnet alte Menschen, meist auf irgendeine Weise gebrechlich, sollen Qualität erhalten, die nichts kosten darf. Soweit sind wir heute. Es kann nicht Qualität sein, wenn immer weniger Menschen immer mehr Kranke betreuen müssen. Dies politisch zu vermitteln ist unsere Hausaufgabe. Die ist zuerst zu erledigen, dann können wir über Qualitätssysteme reden, weil es dann keine mehr braucht.»

Eine Sprache für das Reden über den Tod finden

«Den Feind zum Nachbarn machen» betitelt der Zolliker Theologe und Schriftsteller *Ulrich Knellwolf* sein Referat und bezog sich damit auf das «Reden über den Tod mit den Leuten im Heim und ihren Angehörigen». Als Seelsorger im Pflegeheim Rehalp wird auch er mit die-

sem Thema immer wieder konfrontiert. In seinen Ausführungen ging er der Frage nach, wie es dazu kam und welchen Sinn es macht, das Reden über den Tod mit einem Tabu zu belegen: «Wir scheuen uns, über den Tod zu reden. Einmal, weil wir fürchten, ihn damit herbeizurufen. Zum zweiten, weil die Erfahrung uns lehrt, wie schnell das Reden vom Tod banal und dem Ereignis unangemessen wird. (...) Das Tabu ist Zeichen des Respekts vor dem Tod, den wir nicht beherrschen, so dass wir *über* ihn reden könnten. Darum bin ich der Meinung, das Tabu im Zusammenhang mit dem Tod sei verständlich und sei zu respektieren. Der Tabubruch ist nicht an sich schon gut.»

Wenn ein Tabubruch, dann ist nach *Knellwolf* insbesondere das *Wie* und *Wann* desselben wichtig: «Nicht dann nämlich, wenn ich als Betreuender das Bedürfnis dazu habe, sondern dann, wenn ich deutlich merke, dass der Patient das Tabu gebrochen haben möchte. Ich sage *gebrochen haben möchte*, nicht *brechen möchte*. Denn oft ist (...) die Angst des Patienten vor den Folgen des Bruchs trotz seines Wunsches zu gross. Wir müssen ihm helfen. Wir müssen für ihn das Tabu brechen, ihm aber dann auch beim Tragen der Folgen beistehen.» Dazu brauche es eine angemessene Sprache, die nicht einfach technisch erlernt werden könne, sondern die eigene Auseinandersetzung mit dem Tod bedinge, was auch in der Ausbildung des Pflegepersonals stärker berücksichtigt werden sollte. Für *Knellwolf* selber erlaubt beispielsweise die Form des Gottesdienstes im Heim eine geeignete Sprache zu finden: «Damit hört der Tod zwar nicht auf, ein Feind zu sein. Aber er hört auf, der unbekannte Feind zu sein. Er wird zu einem Nachbarn. Nicht zu einem gemütlichen, nicht zu einem freundlichen, aber dennoch zu

einem Nachbarn, den man ein wenig kennt.»

In Bezug auf die Angehörigen stellt *Knellwolf* fest, dass es oft mindestens ebenso schwierig ist, mit ihnen über den Tod zu reden. Gleichzeitig hält er dies aber sogar für dringlicher als beim Patienten selbst, da die Angehörigen weiterleben werden und der Tod des Patienten für sie deshalb sinnvollerweise nicht völlig unerwartet geschehen sollte.

Systemisch betrachtet: Freiräume für ein neues Gleichgewicht

Irene Steiner-Hummerl, Diplom-Psychologin und in der Projektentwicklung für kommunale Altenarbeit tätig, plädierte für eine konstruktive Sichtweise in der Angehörigenarbeit: «Die Angehörigen sind nicht eine Restgrösse, keine Altlast der Modernisierung, sondern sie bringen uns viel gesellschaftliche Wirklichkeit ins Haus. Dies ist für uns eine Chance, unser System offener und erfolgreicher zu gestalten.»

Historisch unterscheidet *Steiner-Hummerl* die drei Phasen der (1) beginnenden Beachtung der Angehörigen und deren Leistungen in den 1970er Jahren, der (2) Phase der 80- bis 90er Jahre die Betrachtung von Pflege im Spannungsfeld von Belastung und Entlastung und der stärkeren Diskussion derselben im Kontext von Familiensystemen und schliesslich (3) seit den 90er Jahren eine Phase mit Ansätzen einer sozialökologischen Perspektive mit dem Ziel einer selbstbestimmten, ressourcenerschliessenden und nachhaltigen Unterstützung.

Eine systemische Betrachtungsweise des Konfliktverständnisses von Angehörigen führt nach *Steiner-Hummerl* zum Schluss, dass «die Art der Spielregeln, Verfahren und mentalen Modelle,



Ulrich Knellwolf, Irene Steiner-Hummerl und Eva Metzger: «Die Angehörigen sind keine Restgrösse.»

Alle Fotos Davos Erika und Adrian Ritter

die an der Schnittstelle von Angehörigen und MitarbeiterInnen wirksam werden und von den Menschen praktiziert werden, das Problem darstellen». Dadurch können Teufelskreise entstehen, aus denen selten Ursachenerklärungen heraus helfen. Sinnvoll sei dagegen die Verwirklichung einer «Lernkultur», welche sich unter anderem dahingehend auswirken würde, dass die Zusammen-

arbeit mit den Angehörigen den Mitarbeitenden am Herzen liegt und ein fortlaufender formeller und/oder informeller Austausch zwischen Angehörigen und Mitarbeitenden stattfindet. Auch geht es um die Schaffung eines unterstützenden Milieus, in dem Eigenaktivitäten und Selbstverantwortung von primären Netzwerken innerhalb und ausserhalb der Institution gestärkt wer-

den: «Es müssen Nischen und Anreize geschaffen werden, damit Angehörige sich mit je eigenen Möglichkeiten trauen, sich in den Pflegeprozess (...) einzubringen und am Leben im Heim mitzuwirken. (...) das Ziel wäre ein neues Gleichgewicht zwischen Angehörigen und Bewohnern zu unterstützen, anstatt die Familienwirklichkeit zu ersetzen.» Gleichzeitig sollen den Angehöri-

Die fröhliche Seite

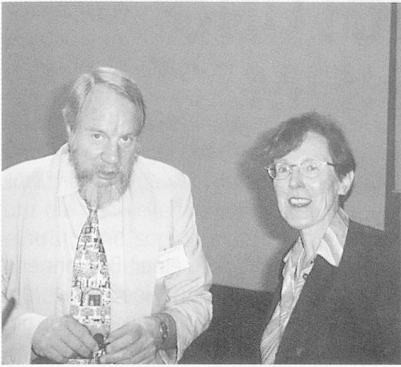
Ein gemütlicher Abend

Nach des Tages Mühen galt es, sich zu entspannen, die Geselligkeit zu pflegen und Leib und Seele zu stärken. Erst lud die «Landschaft Davos» zum Apéro und dann wurde mit Musik zum Abendessen geladen: die Jugendmusik Davos, unter der Leitung ihres Dirigenten Marco Tam, aus Italienisch-Bünden stammend, nutzte die kommunikative Macht der Töne, um die Tagungsteilnehmenden und Gäste an die festlich geschmückten Tische zu bitten. Herr und Frau Däscher, Gott hilf, Zizers, hatten die Aufgabe übernommen, für die Tischdekoration zu sorgen. Danke: es war wirklich schön! Musik und Gäste: Tagungsleiter Martin Rüegg begrüßte zwischen den tollen Einlagen der jugendlichen Musiker die anwesenden Gäste, wie Kreislandammann Peter Christen mit Ehefrau Marianne, Peter und Vrena Bieler, Kleiner Landrat Landschaft Davos, Vinzens Augustin mit Gattin, Präsident des Kantonalverbandes Bündner. Krankenversicherer, Andrea und Astrid Trepp, Präsident Stiftung Alterszentrum Guggerbach, Davos, und Luzi Tschärner, Präsident der Sektion Graubünden beim Heimverband Schweiz, im OK als Säckelmeister tätig.

Und weiter mit Musik: diesmal mit drei einheimischen Kunstschaffenden, daheim auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Gion Jäger (Bariton) und Ramona Enderlin (Sopran) erfreuten die anwesenden mit Liedern aus Oper und Operette, von Mozart über Verdi zu Puccini zu Lehar. Am Flügel begleitet von Helen Nica, lockten oder drohten, jubelten oder litten sie mit und in ihren Liedern zur Freude der Zuhörerschaft.

Musik zum Dritten: Zum Abschluss des Abends unterhielt das Trio Ses die Anwesenden, die sich inzwischen auch leiblich ausgezeichnet gestärkt hatten.





Ein vertrautes Gesicht: Dr. Annemarie Engeli.

gen aber etwa mittels flexiblen Besuchszeiten, Zweitschlüssel, Nutzung von Räumlichkeiten für Familienanlässe und ähnlichem, Spielräume eröffnet werden, die Familienleben rekonstruieren helfen.

Biografiearbeit: Lebensrückschau mit professioneller Begleitung

«Der Angehörige ist immer dabei, auch wenn er nicht anwesend ist» meinte die Gerontopsychologin *Annemarie Engeli* in Bezugnahme auf die Erinnerungen, die ein Bewohner mit ins Heim bringt. Und mit ebendiesem «für das Individuum wichtigen Erlebnissen und Erinnerungen» beschäftigt sich die Biografiearbeit, mit der die Referentin Erfahrungen gesammelt hatte im Blindenwohnheim Mühlehalde in Zürich. *Engeli* zeigte an diesem Beispiel drei Arten der Biografiearbeit, die sich für verschiedene Zielerreichungen eignen: Das (1) *Aufnehmen von biografischen Daten* zum Erstellen einer Pflegeplanung sei heute

für viele Heime selbstverständlich. In der Mühlehalde wurde die Pflegeplanung um eine Sozialplanung ergänzt und entsprechend ging es bei der Datenaufnahme auch um «Wünsche und Vorstellungen, Essensgewohnheiten, Liebhabereien, evt. Hobbys und anderes mehr».

Die (2) *Erinnerungspflege*, welche in Gruppen oder einzeln durchgeführt werden kann, entstand aus der Einsicht, dass «viele Menschen im Alter ein Bedürfnis verspüren, über ihr vergangenes Leben nachzudenken und ihm einen Sinn zu geben. Diese Lebensrückschau verhilft zu einer vertieften eigenen Identität und Wertschätzung der eigenen Person.» Die (3) *Biografiearbeit im engeren Sinne* findet in Einzelgesprächen statt und soll mithelfen, Belastendes und Unverarbeitetes soweit als möglich aufarbeiten und loslassen zu können. Sie kann auch auf bestimmte kritische Lebensereignisse wie etwa den Heim-eintritt oder die Situation des Blindwerdens, beschränkt sein.

Dabei ist Biografiearbeit allerdings auch für *Engeli* «kein neues Allerheilmittel, sondern wie alle anderen Techniken, die in der Altersarbeit verwendet werden. Unsorgfältig angewendet kann es viel Unheil anrichten. Sorgfältig geplant und gezielt für bestimmte Personen verwendet, kann es für alle Beteiligten in einem Heim hilfreich sein.»

Hohe Anforderungen stellt Biografiearbeit insbesondere an die damit beschäftigten Mitarbeitenden, welche sich durch Menschenkenntnis, Einfühlungsvermögen, Kommunikationsfähigkeit und einer gewissen Vertrautheit mit der Geschichte unseres Jahrhunderts auszeichnen sollten.

Wir danken herzlich für die Unterstützung der Herbsttagung

Landschaft Davos Gemeinde
Absorin AG, Frauenfeld
EMBRU-WERKE, Rüti
Hess, Dübendorf
Institut PEQM, Dagmersellen
LOBOS Informatik AG,
Schwerzenbach
Miele PROFESSIONAL, Spreitenbach
ROMER'S HAUSBÄCKEREI AG,
Benken

Heimverband Schweiz
Sektion Graubünden

Zeit für zwischenmenschlich gute Begegnungen

«Wieviel halten Beziehungsnetze aus?» fragte die vom Schweizer Fernsehen her bekannte frühere TV-Moderatorin *Eva Metzger* im Abschlussreferat der Tagung. Sie schöpfte aus dem persönlichen Erfahrungsschatz und berichtete beispielsweise vom Aufenthalt einer Kollegin in einem Alpträum-Pflegeheim mit trostlosem Zimmer und liebloser Behandlung.

Metzger selber war einmal von einem Radioreporter gefragt worden, ob sie denn in ein Altersheim leben gehen würde, was sie damals kurz und bündig mit «Nein, nie» beantwortet hatte und im Nachhinein bereute: «Es ist nicht die Angst vor dem Heim an sich, sondern davor, abhängig zu werden. Wenn in einem Heim leben, dann wünsche ich mir Intimsphäre, ein schönes Zimmer, dass ich informiert werde und möglichst lange vieles selber tun und selber entscheiden kann.» Sie befürchtet, dass die aktuellen Sparmassnahmen dem Heimpersonal immer weniger erlauben werden, genügend Zeit für die Bewohner zu haben.

Metzger wies allerdings auch darauf hin, dass man den gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen gegenüber zwar nicht allmächtig, aber auch nicht ohnmächtig, sondern «teilmächtig» gegenüberstehe: «So wie die Demonstration des Staatspersonals, so braucht es auch klare Äusserungen der Heimleiter und des Pflegepersonals.» Sie rief die Anwesenden auch dazu auf, neue Beziehungen zu suchen mit Politikern und Gruppierungen: «Wir alle wollen doch Lebensqualität und dazu gehört auch, die Zeit für zwischenmenschlich gute Begegnungen zu haben: am Arbeitsplatz, im Heim und anderswo. Ich möchte nicht angstvoll daran denken müssen, vielleicht einmal Patientin in einem Heim sein zu müssen.» ■

Begrüssung durch Regierungsrat Peter Aliesch

Peter Aliesch, Regierungsrat im Justiz-, Polizei- und Sanitätsdepartement des Kantons Graubünden, überbrachte die Grüsse der Regierung. Er betonte, wie sehr er die Sektion Graubünden des Heimverbandes Schweiz schätze und betonte, der bestehende Kontakt solle nicht nur weiterhin gepflegt, sondern zusätzlich ausgebaut werden. Er dankte den Heimleitern und Heimleiterinnen für ihre tägliche Arbeit.

Graubünden sei als Kanton eben ein bisschen anders, grösser, gebirgiger und auch mit andern Strukturen im Bereich der Alters- und Pflegeheime.

Wenn man in der Geschichte zurückblicke, so habe es in den vergangenen Jahrhunderten Mut gebraucht, in den Kanton Graubünden zu reisen, ins Land der Gauner, wie Schiller 1781 vermerkte. Heute sei dies anders und die Gäste fühlten sich gut aufgehoben. Auch die Betagten! Gerade in der Alterspolitik bilde die Sektion einen wichtigen Partner.

Aliesch fragte sich, wie er denn selber im Alter leben möchte und nahm die Frage als Ausgangspunkt zu seinen Ansichten bezüglich Altersbetreuung. «Alterspolitik bildet eine Herausforderung, für Sie und für uns, der Verband ist gefordert, die Heimleitungen, die Sektionen», schloss er.